

Die Friedhöfe von Saritschani

Auf den Spuren der deutschen Besatzer im damaligen »Reichskommissariat Ukraine«. Eine Reportage von Johannes Spohr

Die Ukraine ist eines der Länder, in denen die nationalsozialistischen Besatzer besonders tiefe Spuren hinterlassen haben. In Deutschland interessieren sich dafür allerdings bis heute nur sehr wenige. Die West- und die Zentral-Ukraine wurden während der Zeit der Deutschen Besatzung von 1941 bis 1945 zum »Reichskommissariat Ukraine«, in dem die Siedlungspolitik, die sogenannte Germanisierung, wie auch die Vernichtung der Juden zu den Hauptzielen der Nazis gehörten. Wer heute in diesem Teil der Ukraine nach Spuren nationalsozialistischer Täter sucht, stößt auf Relikte eines umfangreichen infrastrukturellen Netzes der deutschen Militär- und Besatzungsbehörden wie auch der Vernichtungsaktionen. Auch die dichte Abfolge vornehmlich sowjetischer Monumente konfrontiert unweigerlich mit dem Zweiten Weltkrieg und seinen Folgen.

Nur zwei Kilometer südlich der Stadt Zhytomyr, 120 Kilometer westlich der Hauptstadt Kyjiw (Kiew), wurde ab Ende 1942 ein 14 Quadratkilometer großes Gelände zum deutschen Siedlungsgebiet »Hegewald« deklariert. Es entstand auf Befehl Heinrich Himmlers, der am Rande dieses Gebietes sein Hauptquartier für die eroberten Gebiete im Osten einrichtete, und es gehörte zu jenen Arealen, in denen Teile des »Generalplans Ost« noch während des Krieges umgesetzt werden sollten. Die Rasse- und Siedlungsexperten in der SS rechneten mit riesigen geographischen Räumen, die nach dem erwarteten Sieg zur Besiedlung und wirtschaftlichen Ausbeutung zur Verfügung stünden. Das Planungsamt des Reichskommissars für die Festigung deutschen Volkstums (RKF) und das Reichssicherheitshauptamt (RSHA) entwickelten 1941 und 1942 auf Grundlage dieser Annahmen verschiedene Versionen des »Generalplans Ost«. Die darin festgelegte Besiedlung und Neuordnung Osteuropas war stets eng verknüpft mit dem allgemeinen Terror gegen die ansässige Bevölkerung und mit der Vernichtung der Jüdinnen und Juden. Im Gebiet »Hegewald« wurden diese Pläne umgesetzt: Knapp 15.000 Ukrainer/innen wurden vertrieben und mehr als 10.000 sogenannte Volksdeutsche angesiedelt. Heute wohnt eine Familie in dem für Himmler gebauten Haus. Die angrenzenden Bunkeranlagen sind weitestgehend unerkundet. Eine regionalgeschichtliche Initiative möchte dies ändern und ein Mu-

Was die Deutschen hier taten, interessiert den VDK nicht: Deutscher Soldatenfriedhof in Saritschani/Ukraine mit Nachbildung des Eisernen Kreuzes, Herbst 2013



Foto: Johannes Spohr

- seum einrichten, kommt dabei aber nur langsam voran.

In Zhytomyr lebten vor dem Krieg über 30.000 Jüdinnen und Juden, fast ein Drittel der dort ansässigen Bevölkerung. Viele flohen bereits beim Herannahen der Wehrmacht, von den Zurückgebliebenen 10.000 überlebten nur wenige das Ghetto und die Massenerschießungen der deutschen Sonderkommandos. In Bogon'ia, fünf Kilometer vom Zentrum entfernt, richteten die Deutschen ein Lager für sowjetische Kriegsgefangene (Stalag) ein und überließen sie weitestgehend ungeschützt den sommers wie winters extremen Witterungsverhältnissen. Ein Denkmal und ein sowjetischer Ehrenfriedhof erinnern dort heute an die Opfer.

Nördlich der Stadt Winnyzia, etwa 120 Kilometer von Zhytomyr entfernt, befand sich eines der Hauptquartiere Hitlers (»Werwolf«), das, alternativ zur »Wolfsschanze« in Nordpolen, allerdings nur selten genutzt wurde. Nach dem Mord an annähernd 5.000 Jüdinnen und Juden, die den Nazis als »Risikofaktor« galten, wurde die Gegend als »judenfrei« deklariert. Heute kann der Ort, an dem sich vor allem gesprengte Bunker sowie Informationstafeln befinden, besichtigt werden. Ein Museum befindet sich im Aufbau.

Neben baulichen Überbleibseln und Massengräbern der Opfer haben die Deutschen weitere Relikte ihrer Eroberung wie auch ihrer Niederlage auf dem Territorium der Ukraine hinterlassen: ihre eigenen Leichen. Waren sie während des Rückzugs darauf bedacht, möglichst viel zu zerstören, so sind sie seit geraumer Zeit erpicht darauf, ihre gefallenen Angehörigen auf jenem Territorium der »Verbrannten Erde« ehrenvoll zu begraben. Seit Anfang der neunziger Jahre ist der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V. (VDK) in den Ländern der ehemaligen Sowjetunion bemüht, die Gräber der deutschen Gefallenen und Kriegsgefangenen zu erfassen, zu sichern und zu erhalten. In der zweiten Hälfte der neunziger Jahre hat der VDK eine ganze Reihe von Kriegsgräberstätten angelegt, zum Beispiel in Kyjiw (Einweihung 1996), Charkiw (1998), Potelitsch (1998), Kirowograd (2000) und bei Sewastopol (2001). Insgesamt 24 solcher Kriegsgräberstätten betreut der VDK heute in der Ukraine.

Auch im südlich von Zhytomyr gelegenen Dorf Saritschani existiert seit 1998 wieder ein deutscher Soldatenfriedhof, der, obwohl er zu den kleineren Anlagen seiner Art gehört, schon von der Straße aus ins Auge fällt. Auf einem weiten gepflegten Areal umgeben viele kleine Kreuze ein großes, mittig plaziertes, an dem wiederum ein aus künstlichen schwarzen Rosen und weißen Margeriten zusammengesetztes Eisernes Kreuz aufgehängt ist. Auf einer Bodentafel ist zu lesen, auf dem Friedhof ruhten »Deutsche Soldaten«. Daß es sich bei diesen beispielsweise auch um Angehörige von Polizei und SS handelt, wird nicht erwähnt. Der Text fordert in deutscher und ukrainischer Sprache dazu auf, »ihrer und der Opfer aller Kriege« zu gedenken. Weiter heißt es: »Ihre Schicksale mahnen uns zur Versöhnung.« Wer »uns« sein

soll, kann nur geraten werden. Auch die Datierung des Krieges (auf 1939 bis 1945) ist für ukrainische Gedenkgräber unüblich und verweist auf die rein deutsche Perspektive.

Auf kreisförmig angeordneten Granitstelen sind die bekannten Namen der etwa 3.100 hier zusammengetragenen Toten zu lesen. Noch 2007 wurden, Angaben des VDK zufolge, 500 Gefallene von VDK-Mitarbeitern im Stadtgebiet von Zhytomyr geborgen und auf den Friedhof umgebettet. Unter den 556 hier Begrabenen findet sich laut VDK ein Angehöriger der SS. Ursprünglich angelegt wurde der damalige »Heldenfriedhof Hegewald« als Teil des Himmeler-Hauptquartiers vermutlich von der SS. Nach dem Krieg verwilderte das Gelände. Die sowjetischen Behörden waren in ihrer Haltung zunächst strikt: Es sollte keine Gräber für deutsche Soldaten auf dem Gebiet der Sowjetunion geben. Rechtliche Grundlage der heutigen Arbeit des VDK wurde dann 1996 ein deutsch-ukrainisches Kriegsgräberabkommen. Bei der Auswahl der Standorte, so der VDK, hätten unter anderem auch die Akzeptanz seitens der regionalen Entscheidungsträger und der Öffentlichkeit eine Rolle gespielt.

Nach ihrem Einverständnis gefragt, antworteten die Bewohnerinnen und Bewohner von Saritschani uneinheitlich. Manchmal kämen Menschen her, um Blumen abzulegen, sagt uns ein Arbeiter aus dem an den Friedhof angrenzenden Sägewerk. Ihn selbst störe der Friedhof nicht, der Krieg sei schließlich lange her. Andere wissen nicht genau, was das für ein Friedhof ist. Früher hätten Kinder dort gespielt, erinnert man sich. Kurz darauf treffen wir eine Frau, die erzählt, wie sie als Kind mit anderen Blumen gesammelt und auf den damals verwilderten Gräbern abgelegt hat. Sie holt einen vergilbten, 1947 erschienenen Zeitungsartikel aus ihrem Haus, in dem sie vor dem Friedhof abgebildet ist. Orden und Schmuck seien damals zu finden gewesen, bis die Miliz das verboten und den Friedhof unter Bewachung gestellt habe. Ihr Schwiegersohn, Mykola Tolstonoha, hat sich intensiv mit der Zeit der deutschen Besatzung des Dorfes beschäftigt. Er kennt viele der Geschichten, die die Älteren erzählt haben und bis heute erzählen. Ihn schockiere das von den Deutschen verübte Leid immer wieder. Während seines Militärdienstes in den achtziger Jahren war Mykola in der DDR und hat dort ein ehemaliges KZ besichtigt. »Danach waren wir so außer uns, da war es gut, daß wir keine Waffen dabei hatten. Sonst hätten wir einfach alle Deutschen erschossen«, sagt er. Auch seine Meinung zum Friedhof der Deutschen ist deutlich: »Am liebsten würde ich all diese Kreuze kaputt machen, da bin ich ganz ehrlich. Das waren Besatzer, die hier nichts zu suchen hatten. Sie haben hier auch heute nichts zu suchen.«

Gemeinsam fahren wir zu einem der älteren Dorfbewohner. Fedir Bojko bittet uns in den grün bewachsenen Hinterhof seines Hauses. Auch er war in Deutschland, circa 1960, erinnert sich an Gera, Gotha, Karl-Marx-Stadt, Hamburg,

Weimar – und die Gedenkstätte in Buchenwald. Am Tag der Besatzung seien die Deutschen mit reparaturbedürftigen Motorrädern ins Dorf gekommen. Als die Front weiterzog, hätten sich einige mit ihren Familien im Dorf festgesetzt: »Die Häuser und Gärten wurden uns weggenommen, zwei bis drei Deutsche übernachteten jeweils in den Häusern.« Noch Silvester 1944 hätten die Deutschen in der ehemaligen Schule gefeiert – mit einem Weihnachtsbaum und einem Weihnachtsmann aus Schokolade. Sowas hatte er bis dahin noch nicht gesehen. Trotz des allgemeinen Klimas der Angst und obwohl es schließlich keine Familie ohne Opfer gegeben habe, habe man die Deutschen im Alltag nicht durchweg gefürchtet. Der ältere seiner beiden Brüder fiel in Krakau im Kampf gegen die Deutschen; seine Cousine versteckte sich mit ihrer Mutter im Keller. Nachdem man sie entdeckt hatte, erschoss man sie. »Nicht alle waren so grausam, aber so etwas hat es immer wieder gegeben«, sagt Fedir Bojko und fügt hinzu, im Vergleich zu anderen Dörfern sei die Zahl der zivilen Opfer in Saritschani noch relativ niedrig gewesen. 1945, nach der Befreiung, erfuhr er in der Schule vom Ausmaß der Vernichtung der Juden. Gleichzeitig unterrichtete man Deutsch: »Man mußte doch die Sprache des Feindes kennen!« Trotz all des Vorgefallenen stört ihn der deutsche Friedhof, der noch in den vierziger

Rechtliche Grundlage wurde ein Kriegsgräberabkommen

Jahren im Auftrag der Dorfältesten zerstört worden sei, nicht: »Das ist Geschichte.«

Dann erzählt Mykola von der Einquartierung der Deutschen im Haus seiner Großeltern, die während dieser Zeit in einer provisorischen Hütte wohnen mußten. Zwei der acht Geschwister seiner Mutter seien nach dem Krieg beim Spielen mit einer gefundenen Granate getötet worden. Sie selbst habe vom Erschießen der Juden berichtet, bei dem die Einheimischen zuschauen mußten. Als Mykola erwähnt, daß seine Mutter noch im Dorf lebt, fahren wir zu ihr. Die 80jährige Fida Tolstonoha erzählt bereitwillig über die Besatzungszeit. In der Mitte des Dorfes habe es einen Lautsprecher gegeben, über den damals verkündet wurde: »Achtung, Achtung, der Krieg mit den Deutschen hat begonnen.« Die nach dem Einmarsch in ihrem Haus einquartierten Deutschen, »Hans, Joseph und Rudi«, hätten Waffen, Pistolen und Maschinengewehre gesäubert, deutsche Küche habe es gegeben. Hans, erinnert sie sich, sei einmal kurz vor Silvester gekommen, um zu überprüfen, ob alle neun Geschwister noch da waren. Besonders gefährlich sei nämlich die Unterstützung von Partisanen gewesen: »Sie kamen in der Nacht und holten Essen ab, Kartoffeln und Brot, dann gingen sie wieder in den Wald.« Nach dem Krieg habe man ihre Mutter Partisanin genannt, weil sie den Partisanen genau wie den Deutschen geholfen, ihnen Kartoffeln und Gurken gegeben habe.

Auch Jugendliche, die zur Zwangsarbeit nach Deutschland transportiert werden sollten, versteckte man. Gleich zweimal habe ihre Mutter eine ihrer Töchter vom Sammelpunkt »geklaut«. Daraufhin habe der Dorfälteste sie ermahnt: »Mach sowas nicht, wenn du willst, daß deine Familie am Leben bleibt.« Ihre 1926 geborene Schwester ist schließlich nach Deutschland geschickt worden, »in eine sehr gute Familie«, wo sie im Stall arbeiten und beim Kochen helfen mußte.

Vor dem Krieg, sagt Fida Tolstonoha, habe es viele Juden im Dorf gegeben. Fida bestätigt, daß die nichtjüdische Bevölkerung bei den Gruben stehen mußte, an denen die Jüdinnen und Juden von den Deutschen erschossen wurden: »Wer das nicht wollte, wurde eben auch erschossen.« Einige hätten sich dadurch retten können, daß sie sich totstellten, so zum Beispiel eine Frau Wachs, an die sich Fida erinnert. Ein paar Kinder seien während der Massaker versteckt worden, einige wenige haben also überlebt. Den Prozeß gegen John Demjanjuk, einen der ukrainischen Trawniki, also der Helfer der Lager-SS, der 2010 in Deutschland stattgefunden hat, hat man hier aufmerksam verfolgt.

Und der Friedhof? »Früher war er interessanter, da wurde nach Goldzähnen gesucht. Dann wurde das verboten«, sagt Lida. Es habe im Dorf nicht viele Diskussionen über ihn gegeben: »Es war eine Tatsache, daß er neu gestaltet werden würde.« Nein, dagegen habe kaum jemand etwas gehabt, sagt der Sohn. »Manchmal sehe ich beim Vorbeifahren Kerzen.«

Sichtlich gerührt führt uns Mykola schließlich auf den örtlichen sowjetischen Ehrenfriedhof. Er hätte übrigens nicht gedacht, daß einmal die Enkel der Nazis zu Besuch kommen würden, sagt er in einer Mischung aus Humor und Ernst. Auf dem sowjetischen Friedhof, der wesentlich kleiner ist als der deutsche, sind auf Tafeln die Namen der Verteidiger/innen des Ortes und die Namen der gefallenen Einwohner/innen von Saritschani zu lesen. Viele Schülerinnen und Schüler, überhaupt junge Leute, kämen hierher – wenn auch natürlich immer weniger Veteranen. Auch die Kirche veranstaltet Gottesdienste in Gedenken an die Opfer. Der wichtigste Tag bleibt jedoch der 9. Mai, an dem die Feier der Befreiung stattfindet. Auf einer Tafel lesen wir ein anderes Synonym für die Zeit des Krieges: 1941 bis 1945.

Das Eiserne Kreuz auf dem Friedhof der Deutschen hat der VDK kurz nach einer darauf bezogenen Anfrage entfernen lassen und uns ein Foto als Beweis geschickt. Es sei »vermutlich von Ukrainern« aufgehängt worden, heißt es in der Antwort. Nach wie vor rühmt sich der VDK damit, deutsche Soldatengräber in 45 Ländern zu pflegen. Wie die Soldaten in diese Länder kamen und was sie dort bis zu ihrem Tod taten, das sind Fragen, die ihn dabei kaum interessieren. ●

Johannes Spohr schrieb in KONKRET 12/13 über Theater im Gefängnis

2/2014



Christoph Krämer, »Lenin«, 1970, Schaumstoff (in Dichter und Praxid, Vorsatz)

WAS TUN?

1902, als Lenin so fragte, war die Antwort: als Avantgarde des Proletariats die Revolution vorbereiten. Ein Jahrhundert später triumphiert von Berlin bis Kairo die Reaktion. Eine Zeit, in der nichts zu tun wäre also? Jeder Tag bietet eine Chance, da und dort ein Schäufelchen Sand ins Getriebe zu werfen, die Kritik der deutschen Weltmacht zu schärfen und den Gedanken an eine bessere Ordnung zu bewahren. All das tut, wer sich entschließt, einer der Verleger von KONKRET zu werden. Als Kommanditistin/Kommanditist. Wie das – und auf Kosten des Fiskus – geht, erklärt gerne die Geschäftsführerin des Verlags. E-Mail genügt.

Ihr Hermann L. Gremliza

WAS TUN!

Grunddaten zur Ausschreibung

Beteiligungsform:	Handelsgesetzbuch (HGB) §§ 161 ff.
Registergericht:	Hamburg
HRA Nummer:	HRA 87321
Tag der Eintragung:	29.10.1993
Komplementärin:	Verwaltung KVV »konkret« Vertriebsgesellschaft für Druck- und andere Medien
HRB Nummer:	HRB 54079
Tag der Eintragung:	26.10.1993
Gründung:	26.08.1993
Gegenstand des Unternehmens:	Vertrieb von Druckwerken, Bild- und Tonträgern jeder Art und sämtliche damit in Zusammenhang stehenden Geschäfte
Stammkapital:	30.677,51 €
Zeichnungssumme der KG:	mindestens 1.600 €
Laufzeit:	zehn Jahre
Gewinn- und Verlustbeteiligung:	entsprechend der Kommanditeinlage
Haftung:	ergibt sich aus den gesetzlichen Bestimmungen, nach Eintragung beim Gericht, auf die Einlage beschränkt
Anlagekonto:	KVV Konkret, Deutsche Bank, Nr. 841 27 10, BLZ 200 700 24

.....
Ich habe € auf das Anlagekonto überwiesen und bitte Sie um ein Formular, damit ich Ihnen eine Vollmacht zur Eintragung meines KG-Anteils ausfertigen lassen kann. Erst danach kann Ihre Gesellschaft über das Geld verfügen.

○ Mein zu versteuerndes Einkommen ist für Ihre Verluste zu niedrig, um sinnvoll eine Anlage zu zeichnen. Ich möchte KONKRET mit einer Spende / mit Abonnements / mit Anzeigen unterstützen. Wie geht das am besten? (Zutreffendes bitte unterstreichen.)

Vorname, Name	Straße, Hausnummer	PLZ, Wohnort
Telefon tagsüber	abends	Fax / E-Mail
Datum	Unterschrift	

COUPON EINSENDEN AN: KVV KONKRET, EHRENBURGSTR. 59, 22767 HAMBURG ODER PER FAX AN: 040/851 25 14